

Nekr  
R  
114

# HANS RÖMER-ENGEL

1906–1958

Nekr R 114

# HANS RÖMER-ENGEL

1906 – 1958



*J. R. Rouse*

**H**ans Römer kam, als drittes Kind des Ehepaares Paul und Anna Römer-Zeller, am 23. Dezember 1906 zur Welt, wenige Jahre vor dem Bau des schönen und geräumigen Elternhauses an der Freiestraße, mit dem sich für ihn und seine Geschwister die ganzen Jugenderinnerungen verbanden. Mit seinen beiden Brüdern Paul und Max und der um einige Jahre jüngeren Schwester Nora verbrachte er in der anregenden Umgebung der Familie eine äußerlich unbeschwerte Jugend. Die Eltern Römer, im großzügigen Stil von Lebensführung und Haltung typische Vertreter der Zeiten vor dem Ersten Weltkrieg, waren sehr ausgesprochene Persönlichkeiten. Beide entstammten sie alten Zürcher Familien, was ihnen Freude und Verpflichtung bedeutete, und was auch für Hans Römers Geisteshaltung mitbestimmend wurde. Paul Römer-Zeller leitete mit Erfolg die Geschicke der Offizin im Berichthaus und war dank seiner Stellung und der zahlreichen anderen Aufgaben, die er erfüllte, ein angesehener und vielleicht fast etwas gefürchteter Mann. Frau Anna Römer dagegen war eine fröhliche und unkomplizierte Natur, temperamentvoll, bisweilen bis zum Aufbrausen, und doch von Herzen gutmütig.

Hans Römer stand mit seinen Eigenschaften zwischen beiden Eltern: vom Vater, der ihm zeitlebens vielerwähntes und lebendiges Vorbild blieb, und von dem er gerne sagte, seinem

Verständnis habe er alles zu verdanken, hatte er den ausgeprägten Sinn für Rechtlichkeit, die Freude an der zürcherischen Tradition, den Geschmack und das patriarchalisch-soziale Empfinden, daneben aber auch jene Empfindsamkeit und die Neigung zur Gedrücktheit, ja zur Depression, die ihn so oft schwer belastete. Der mütterlichen Seite war er durch die Ähnlichkeit in der äußeren Erscheinung, das bisweilen cholerische Temperament und durch den immer wieder aufleuchtenden freundlichen Humor verbunden.

Die Schule besuchte Hans Römer in Zürich und Neuenburg, wo er die oberen Klassen der Handelsabteilung absolvierte. Da vorgesehen war, daß er gleich seinem Bruder Paul ins Berichthaus eintreten sollte, schickte ihn der Vater zur Vorbereitung auf seinen Beruf nach Leipzig, der Hauptstadt des Buchdrucks. Eine ausgedehnte Reise durch Amerika beschloß die Bildungsjahre, und 1928 trat er ins alte Familienunternehmen ein, dem er, nach dem Tode seines Vaters (1935), gemeinsam mit seinem Bruder und dem Seniorchef Rudolf Ulrich bis zu seinem vollkommen unerwarteten Hinschied vorstehen sollte. Der Aufgabenkreis, der sich ihm hier stellte, war ausgesprochen vielgestaltig: zahlreich waren die Fragen, welche die Herausgabe des Tagblattes und die damit in Zusammenhang stehenden Verhandlungen mit den städtischen Behörden betrafen, denen er sich neben der Verwaltung und dem Weiter-

ausbau der «Immobilien Paradeplatz Zürich» widmete, für deren neuesten Bau im Albisriederquartier er sich mit großem Interesse erfolgreich einsetzte.

Er war mit seiner Tätigkeit wesentlich tiefer verbunden als nur durch die bloße Äußerlichkeit, Teilhaber und damit auch Mitarbeiter des Unternehmens zu sein. Das im frühen 18. Jahrhundert gegründete Berichthaus, seit 1814 im Besitz seiner väterlichen Vorfahren, den Familien Ulrich und Römer, hatte für ihn die Bedeutung einer Welt für sich mit all ihren schönen und verpflichtenden Seiten, zu der er ganz gehörte. Diese Einstellung verband sich mit seiner inneren Beziehung zur heimischen Geschichte und Tradition, die unter seinen Freunden wohl nur jenen ganz verständlich war, die seine Neigung zu teilen vermochten. Von seinem Schreibtisch im Berichthaus aus ließ er gerne den Blick über den Zwingliplatz wandern, hinüber zum Portal, der ebenmäßig nüchternen Nordfassade und den Türmen des Grossmünsters. Und seine Freude an dieser für ihn alltäglichen Aussicht war keine oberflächliche: als einmal die Rede darum ging, die Direktionsräume zu verlegen, wehrte er sich mit großer Entschiedenheit für sein Zimmer im alten Haus, dessen Penaten er sich verpflichtet fühlte; von hier aus hatten Vater und Urgrossvater die Geschicke des alten Geschäftes bestimmt, und an ihrem Sinn hielt er fest. Es war patriarchalischer Geist, den er in schönster Art hier vertrat.

Auch wenn er jene Leichtigkeit im Umgang mit Angestellten, die seinen Vater auszeichnete, nicht besaß, suchten ihn doch – vor allem in früheren Jahren – manche mit ihren Sorgen auf und fanden in ihm einen verständnisvollen Chef. Eine sensible und zumeist sehr sichere Menschenkenntnis unterstützte ihn bei seinen Entscheidungen. Rasch erkannte der sich selber ja eher Unterschätzende die kleinen Eigenheiten und Fehler seiner Mitmenschen, für die er humoriges Verständnis hatte. Bei aller Langmut und wahren Herzensgüte aber war er als empfindsamer Mensch verletzlich und konnte einmal zugefügtes Unrecht nur äußerst schwer verwinden.

Diese nach einer guten Überlieferung sich ausrichtende Geisteshaltung bestimmte auch seine Beschlüsse über die geschäftlichen Probleme. Ein ausgeklügeltes Jonglieren mit Zahlen, das Lesen langer Exposés, das Kontrollieren genauer Kalkulationen lagen ihm nicht. Er vertraute seinem Instinkt, der ihn kaum je getäuscht hat. Mit zäher Beharrlichkeit konnte er an seinem Standpunkt in Diskussionen festhalten, was ihm in gesellschaftlichem Zusammensein vielleicht manchmal den Tadel des uneleganten Konversierens eintrug: er kannte die Stärke seines Beharrungsvermögens wohl und wußte, wie manches Mal er einen zungenfertigen Partner, dem er mit gleicher Gabe nicht gewachsen war, bezwungen und den Mangel eines verlockenden Unternehmens doch noch aufzudecken geholfen

hatte. Mit einem fast etwas phlegmatischen Optimismus pflegte er, der für die eigene Person so stark zum Schwarzsehen neigte, den Gang der Geschäfte zu betrachten.

Mit großer Hingabe widmete er sich der Edition von Büchern, von denen einige deutlich von ihm mitbestimmt wurden: 1937 erschien, von Wilhelm Schultheß verfaßt, das «Zürcherische Kleinstadtleben». 1951, zur 600-Jahrfeier des Eintritts Zürichs in die Eidgenossenschaft, legte er einen stattlichen und reich illustrierten Band mit Abschnitten aus der Zürcher Geschichte vor. Es war vor allem die Auswahl der Bilder, die ihn anzog: mit Sachverständnis und sicherem Geschmack wählte er aus der fast unübersehbaren Menge von Vorlagen eine beschränkte und zugleich vieles aussagende Zahl von Bildern aus, die von einer engen Vertrautheit mit dem Gegenstand zeugen. Als letztes der von ihm besonders beaufsichtigten Bücher kam 1956 eine gleichfalls liebevoll illustrierte Schrift, als deren Autor – wie beim Gedenkbuch 1951 – Dr. A. Cattani zeichnete, über die Anfänge des Berichthauses und der «Donnstags-Nachrichten», 1730–1754, heraus.

Hans Römer selber gehörte nicht zu den Menschen, die sich gern oder häufig schriftlich ausdrücken; nur selten griff er zur Feder – wie zum Beispiel jenes Mal, kurz vor seinem Tode, um ein Vorwort für die geplante Publikation über seine Münzensammlung zu konzipieren – und faßte sich dann möglichst

kurz, nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus bedachter Behutsamkeit, die bei ihm so manches Vorgehen bestimmte. Nie sollte ein Brief von ihm zur Waffe im Besitz des anderen werden können, und wenn sich das zu Schreibende durch ein Gespräch erledigen ließ, stimmte er erleichtert zu.

Aus dem Interesse an der heimischen Geschichte und Überlieferung resultierte ein klares Wissen um das Herkommen und ein festes Bewerten desselben: in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung, die er nicht aus Hemmung, sondern aus innerem Bedürfnis übte, wußte er sehr gut, wer er war und wo er sich einzureihen hatte. Daß er manchmal, gereizt oder aus anderen Gründen, den eigenen Anforderungen an sich nicht entsprach, konnte ihn lange und tief bewegen. Ihm schwebte das Ideal eines Honnête-homme vor, der er auch seinen Freunden und Untergebenen gegenüber immer war, stets bedacht, den anderen nicht zu verletzen und ihm großzügig und ohne Vorurteile gegenüberzutreten. Wie jedem Menschen mag dies auch ihm nicht immer gelungen sein; sicher aber wird ihm niemand nachsagen, er sei von ihm übervorteilt worden. Im Gegenteil, von dem, was er hatte, teilte er reichlich anderen mit. Es war ihm eine Freude zu schenken, das Beseligende dieses Tuns war ihm Bedürfnis.

In einem gewissen Gegensatz zu der ihm eigenen Schwerblütigkeit stand seine ausgeprägte Freude am Umgang mit

Freunden und Bekannten, die sich in der herzlichen und häufig geübten Gastlichkeit in seinem Hause und seinem Teilnehmen an aller Art von Geselligkeit äußerte. Dieser Seite seines Naturells kamen die verschiedenen Gesellschaften entgegen, denen er aus Neigung oder aus Erbschaft angehörte: unter den ersten sei vor allem der Reitclub genannt. Manchen seiner Freunde traf er hier, und auch nachdem er dem Reiten entsagt hatte, ließ er sich das anregende Clubleben nicht entgehen. Von den zweiten spielte vor allem der «Schneppen» eine Rolle für ihn. Auch wenn er die Liebe und Hingabe seines Vaters, dessen Schild er geerbt hatte, nicht im gleichen Maß aufzubringen vermochte, nahm er doch an den Geschicken dieses besonders traditionellen Kreises regsten Anteil und griff bisweilen in Sitzungen sogar zum Wort, was ihn immer Überwindung kostete.

Nirgends aber konnte ihm geselliger Umgang so angenehm sein wie in seiner Kurhausstraße, dem Heim, das er 1943, nach seiner Verheiratung mit Marili Engel aus Twann, in gemeinsamem Einverständnis eingerichtet und gepflegt hatte. Eine reich gedeckte Tafel – den Gewohnheiten des dafür berühmten elterlichen Hauses getreulich folgend – empfing die Geladenen, die sich dem Reiz, den solch fast etwas altväterische Gepflegtheit ausstrahlt, nie entziehen konnten. Im selber gewählten Kreis, den seine Frau und er stets so zusammenzu-

setzen wußten, daß die Gäste bereits in bekanntschafftlichen Beziehungen standen oder leicht Brücken zueinander schlagen konnten, gab er sich besonders frei, und es war ihm eine Genugtuung, wenn der eine oder andere der Anwesenden ein Stück seiner ausgesuchten Einrichtung mit besonderem Verständnis betrachtete. Erklärte er dann Herkunft, Grund des Ankaufs oder alten Gebrauchszweck, ging manchem Gast auf, welch subtiles Empfinden Hans Römer für dergleichen hatte, was für eine starke Beziehung ihn an die schönen Gegenstände seiner täglichen Umgebung band und mit welcher Freude über die darauf verwendete Kunst er sie zu schätzen wußte. Dann konnte er mit Vergnügen davon berichten, wie er bei den Antiquaren jeder Stadt, durch die er kam, stöbern ging, was er von Genf oder Lausanne heimgetragen hatte und was für eine besondere Silberarbeit ihn verlockt hatte, einen Laden zu betreten. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er begonnen, alte Möbel für die Einrichtung seines Büros zusammenzutragen, und dieser Raum, den er einfach, aber nicht ohne repräsentative Eleganz gestaltet hat, den er leider kaum mehr richtig benützen konnte, ist wie ein kleines Vermächtnis seines sicheren Stilgefühls.

Mit keinem aber unter den von ihm erworbenen Gegenständen war er so eins wie mit seinen Münzen, und man darf über sein Verhältnis zu dieser erlesenen Sammlung wohl das

Wort stellen, daß «das Steckenpferd das einzige Pferd ist, das über jeden Abgrund trägt» (Hebbel). Aus den kleinen Anfängen einer Anzahl von Medaillen und Münzen zürcherischer Herkunft, die er geerbt hatte und der er einige Stücke beizufügen gedachte, überkam ihn, angeregt durch einen Freund, die Freude an antiken Münzen. In einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum hatte er seine Sammlung zusammengetragen und, was objektiv bedeutungsvoller ist, sich zu einem vortrefflichen Kenner dieses Fachgebietes entwickelt. Ohne Mühe verstand er es, aus den feilgebotenen Stücken im Orient die Fälschungen zu erkennen und das qualitativ beste Echte zu erhandeln, dem er auch beim hiesigen Münzenhandel immer auf der Spur war. Mit förmlich bastlerischer Hingebung konnte er dann ein neu erworbenes Stück sorgsam reinigen, «kochen», wie er es zu nennen pflegte – die angewandten Methoden wie ein Arkanum hütend und etwas geheimnisumwittert andeutend. Nicht der hohe Wert oder die Seltenheit bestimmten für ihn die Stücke, die er anzuschaffen gedachte, sondern die Schönheit und das künstlerische Niveau. So ist es nicht verwunderlich, daß in seiner Sammlung die meisten Exemplare aus der Periode höchster Vollendung der Münzkunst, der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus, stammen und dem Kulturkreis Griechenlands und seiner Kolonien angehören. Er trug in sich ein sicheres Maß dessen, was er für seinen Besitz suchte; er ver-

modte auch Versuchungen anderer Angebote zu widerstehen – dann aber gab es jene Stücke, auf die er gewartet hatte, die er haben mußte: «Uf das bin-i gumpet!» war eine Klassierung, die jenen, die ihm als Helfer beim Erwerb vertraut waren, und den Bewunderern seines Besitzes bekannt ist und Ausdruck für ein Stück bester Ordnung war.

Eine Publikation über das Erreichte hätte eine Etappe bilden sollen: so sehr er sich bitten ließ, wenn jemand die Sammlung sehen wollte, aus Furcht, den Betreffenden mit seinem Steckenpferd zu langweilen, so sehr begann er sich doch mit dem Plan abzugeben, in einer zwanglosen Folge schöne Aufnahmen seiner besten Stücke erscheinen zu lassen. Er war der Ansicht, das hier Vereinigte, das er fortlaufend durch neue, bessere Stücke unter ungefährrer Beibehaltung der Anzahl ergänzte, sei es wert, festgehalten zu werden. Eine Vorstellung von Text und Gestaltung war da; aber leider hatte er noch keinen geeigneten Autor gewählt, und so hoffen andere in seinem Sinn zu handeln, wenn sie sich der Veröffentlichung annehmen.

Trotz der betonten Freude an seinem Heim, mit dessen Ausgestaltung er sich immer wieder beschäftigte, zog es ihn, in einem gewissen Drang nach Kommunikation, immer wieder hinaus: er war, ohne unstet zu sein, keine eigentlich seßhafte Natur. Wesentlich mehr Überwindung kostete es ihn aber, richtig auf Reisen zu gehen. Hatte er sich entschlossen, so

wurde ihm alles zum Erlebnis, und manche seiner Bekannten werden sich seiner lebhaften Erzählungen von einer größeren Reise in den vorderen Orient erinnern, die er in den letzten Jahren unternommen hatte und von der er auch eine ganze Reihe sprechender Photographien heimbrachte.

Im Frühsommer 1958 suchte er Ruhe und Erholung im Bündnerland und bei einer langen Paßfahrt, die ihn ganz besonders beeindruckte. Nur wenige Zeit nach diesem Aufenthalt, von dem er in scheinbar bester Gesundheit heimkehrte, überfiel ihn vollkommen überraschend die schwere Erkrankung, deren unerbittlicher Ausgang den Ärzten rasch ersichtlich wurde. Er hatte wohl seinem von Natur aus nur scheinbar starken Organismus durch die Jahre hin zu viel zugemutet und vermochte einem Versagen keine Abwehrkräfte entgegenzustellen. So schlief er denn, nachdem alle menschliche Hilfe versagt hatte, in der Nacht vom 22. Juli 1958 sanft hinüber. Am 25. Juli, einem strahlenden Sommertag, nahm eine große Zahl von Freunden, Bekannten und Betriebsangehörigen im Krematorium Abschied von Hans Römer, dessen Persönlichkeit Pfarrer Hans Rudolf von Grebel mit schlichten, eindringlichen Worten noch einmal ganz gegenwärtig werden ließ.

Hans Römer hatte, wie dies seinem Bedürfnis nach Ordnung entsprach, sein Haus wohl bestellt: ein leises Ahnen, daß seinem Dasein engere Grenzen gesetzt sein könnten, als die ihn

Umgebenden anzunehmen Grund hatten, mußte ihn seit einiger Zeit beschlichen haben. Es war alles geordnet und beglichen, als er abberufen wurde: wie er es sich sicher in seiner ehrlichen Bescheidenheit gewünscht hatte, fiel niemandem etwas von ihm zur Last.

So war dieses Leben beschlossen, das ihm, wie er sich freimütig äußerte, oft zur Last, in den allerletzten Jahren aber auch zur Freude gewesen war. Nur wenigen Menschen war es wohl vergönnt, Hans Römer, an dessen eigentliche und wertvolle Substanz heranzukommen so schwer war, richtig zu kennen und zu schätzen.